

Schalom Ben-Chorin, eine Würdigung von allen Seiten

Ein Brückenbauer war er. Man wurde nicht müde, ihn immer wieder so zu nennen. Ein Wort, das sich richtig und passend für ihn anfühlt, das ein Bild transportiert. Da hatte man ihn vor Augen, klein, mit Baskenmütze auf dem runden Kopf, dem eigenwilligen Schnauzer unter der Nase, und wenn die Situation es erlaubte, mit einer dicken Zigarre zwischen den Fingern. Er sprach langsam, breit, sanft donnernd, ein bisschen näselnd und doch überdeutlich, als wollte er sich selbst in die Schreibmaschine diktieren. Dass er bei seinen vor Korrektheit strotzenden Sätzen nicht auch noch auf Punkt und Komma hinwies, war alles. Er witzelte gerne, ohne dass er dafür die Tonlage änderte, eher so im Vorbeigehen, was die Sache noch witziger machte. Und Witze gehörten immer dazu. Konnte ja nicht schaden, wenn man es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, etwas zusammenzubringen, was eher auf Distanz ging, sich aus der Ferne skeptisch beäugte. Judentum hier, Christentum dort, oder umgekehrt, Israel hier, Deutschland dort, oder umgekehrt, Israelis hier, Palästinenser dort, oder umgekehrt, Orthodoxe hier, Liberale dort, oder umgekehrt. Schalom Ben-Chorin ebnete den Weg zum Dialog, machte auch mal den ersten Schritt, hielt die Hand hin, weniger emotional säuselnd als wissenschaftlich fundiert.

Dafür gebührt ihm Dank. Aber das reicht ja nicht. Schalom Ben-Chorins »Projekte« waren auf Zukunft angelegt. Gewiss, seine »Saat ist aufgegangen«, zum Teil zumindest. Geschafft hat sie es noch nicht. Sie bleibt empfindlich. An diesem Juliabend zu Schalom Ben-Chorins 100. Geburtstag waren es nicht dessen Verdienste, die die Laudatoren nicht müde wurden, immer wieder rauf und runter aufzuzählen, so wie sich das eben gehört, sie waren es nicht, die diesen Abend interessant machten. Es waren auch nicht die Würdigungen en masse. Sie berührten nicht. Statt dessen ließen im Hubert-Burda-Saal des Jüdischen Gemeindezentrums am Münchner St.-Jakobs-Platz die kleinen Bemerkungen aufhorchen, Andeutungen, Zufälligkeiten, die sich dem Publikum boten, die kurz aufblitzten, trafen, nachdenklich machten. Dann fühlte man sich an Schalom Ben-Chorin erinnert, dann wehte sein Geist durch den Raum und das war doch sehr erstaunlich und das war doch wunderbar, so wunderbar und erwähnenswert, wie die Tatsache, dass da tatsächlich der Lukas-Chor München unter Leitung des Kirchenmusikdirektors Gerd Kötter den jungen, bemerkenswerten Kantor der Münchner Gemeinde, Moshe Fishel, sozusagen in seiner Mitte aufnahm, oder besser umgekehrt, er sich aufnehmen ließ und man zusammen mit jüdischen Sakralkompositionen von Louis Lewandowski das Publikum berührte. »Eine Sternstunde«, entfuhr es einem Zuhörer. 100 Jahre alt wäre Schalom Ben-Chorin geworden, der Dichter, Schriftsteller, Journalist, Religionsphilosoph, der jüdische Theologe, der Brückenbauer des christlich-jüdischen Dialogs, der Münchner, denn in dieser von ihm so geliebten Stadt wurde er am 20. Juli 1913 als Fritz Rosenthal geboren, hier war er Kind in einem assimilierten Hause, in dem man zu Ostern Eier suchte und zu Weihnachten den

Christbaum schmückte. Der Vater starb früh, ein Verlust, der den Bub auf sich selbst zurückwarf, der ihn die Frage nach seiner Identität laut stellen ließ. Fritz Rosenthal wird Bar Mitzwa und verlangt danach, seine Wurzeln zu leben. Er sucht. Erst bei der Orthodoxie, dann beim Zionismus, wendet sich als Lehrling in einer jüdischen Buchhandlung bekannten zionistischen Schriften zu, studiert in München Geisteswissenschaften, auch Judaistik und Religionswissenschaft, bis er 1934 damit aufhören muss, weil er Jude ist. Das antisemitische Regime rückt ihm zu Leibe, er wird zusammengeschlagen, wird mehrmals verhaftet. 1935 verlässt Schalom Ben-Chorin zusammen mit seiner ersten Frau, der Malerin Gabriella Rosenthal, Deutschland. »Der Kompass meines Herzens zeigt nach Jerusalem.«

Schalom Ben-Chorin, so nennt sich Fritz Rosenthal seit 1931, wird Jerusalemer, das Schreiben hat er längst für sich entdeckt, ein Jecke, der mitmischt in der deutsch-jüdischen Presse des Altneulandes. Sein Kürzel S.B.C. findet sich querbeet und steht für Wortgewandtheit, Esprit, Unabhängigkeit. Und als die Menschen verstummt in der alten, zerbrochenen Heimat vor Seelenqual, vor Scham, vor Schuld, vor Niedertracht, vor Feigheit, als die Überlebenden, verstreut über die ganze Welt, vor Trauer und Trauma keine Worte mehr fanden, suchte Schalom Ben-Chorin das jüdisch-christliche Gespräch, weil er als Jude, als jüdischer Theologe, auf seine Weise – sagen wir – ans Christentum glaubte, immerhin – und dies in aller Kürze – war deren Messias ein Jude gewesen. Von jüdischer Seite für Versöhnung einzutreten, stieß natürlich auf Unverständnis. Wem sollte man das verdenken? Bis heute ist es eine Herausforderung geblieben. Immer mal wieder besuchte Ben-Chorin, mal mit, mal ohne Familie, Deutschland, sein München, das er kaum wiedererkannte. 1999 starb er in Jerusalem, seiner so geliebten Stadt.

In München, im Jüdischen Gemeindezentrum, führt Amelie Fried durch den Abend zu Ehren von Schalom Ben-Chorin. Die Veranstaltung steht am Ende eines viertägigen Gedenkprogramms für den Religionsphilosophen. Amelie Fried zitiert den Geehrten, entbindet sich – und wir schließen uns dankbar an – einer lästigen Journalisten- und Moderatorenpflicht. Ben-Chorin soll nämlich einmal ins Publikum, zu den Honoratioren gewendet, gesagt haben, »ich versuche gar nicht erst alle aufzuzählen, dann kann ich auch keinen vergessen«. Eine elegante Lösung. Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, weist »voller Stolz« darauf hin, dass Schalom Ben-Chorin »Ehrenmitglied« ihrer Gemeinde ist, und dass ihn seine »geteilte Liebe« zu München und Jerusalem vor emotionaler Zerrissenheit nicht gänzlich schützen konnte. Anmerken ließ er sich das kaum. Hans-Georg Küppers, Kulturreferent von München, ruft das Glockenspiel ins Gedächtnis zurück, nicht das am Marienplatz, sondern das Geläut der vielen Kirchenglocken, das sich zu einem luftigen Konzert über München vereint, sagen wir mittags um 12. Dieser Klang, so Schalom Ben-Chorin, habe für ihn viel mit Heimat zu tun, besonders, wenn er einem irgendwann so vertraut sei, dass man jeden Glockenton einem Kirchturm zuordnen könne. Jan Mühlstein, Vorsitzender der Liberalen Jüdischen Gemeinde München, Beth Shalom (hatte Amelie Fried sie »Ben Shalom« genannt?), fühlte den Geehrten sich und seiner Gemeinde eng verbunden, sei er doch keiner gewesen, der viel davon gehalten habe, Tradition »zu zementieren«, und der da-

von ausgegangen sei, dass es mehr als eine Möglichkeit geben könne, »Judentum zu leben«. 1958 hatte Ben-Chorin, angeregt durch die jüdische Reformbewegung Nordamerikas, die erste Reformgemeinde Israels gegründet. Man habe, so Jan Mühlstein, Ben-Chorin die Ehrenmitgliedschaft bei der Münchner Liberalen Jüdischen Gemeinde angeboten. Er habe sie angenommen. Das Publikum freut sich über die Münchner Doppelehrenmitgliedschaft, und in diesem Moment sieht man es vor sich, das schelmische Gesicht Schalom Ben-Chorins mit der dicken Brille und darunter dem breit lachenden Mund.

Für die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern spricht deren Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, für das Erzbistum München und Freising Bischofsvikar Rupert Graf zu Stolberg. Den beiden Männern der Kirche merkt man in ihrer Dringlichkeit an, wie groß ihr Bedürfnis ist, den Dialog, den Schalom Ben-Chorin begonnen hat, zu hegen und zu pflegen. Er ist noch immer neu, er ist noch immer zart, er ist noch immer erstaunlich. Wie erhält man ihn »echt«? Denn tatsächlich stand Ben-Chorin Martin Buber ja sehr nahe, der im »Gespräch« die »wirkliche Begegnung« sah und der lehrte, dass einen »echten Dialog« zu führen, bedeute, sich in den anderen ohne Vorbehalte hineinzusetzen. Schalom Ben-Chorin vollbrachte ein dialogisches Meisterstück, was sich von christlicher Seite so anhört: »Er hat uns geholfen, uns besser zu verstehen.«

Avital Ben-Chorin, die zweite Ehefrau von Schalom Ben-Chorin, überbringt, in gefühlter Gleichzeitigkeit, per Film eine Grußbotschaft an die, die sich zu Ehren ihres Mannes in München versammelt haben. Sie ist noch immer hübsch, sie wirkt noch immer jung mit ihrem vollen, schwarzen Bubikopf. Und doch ist es die Gesundheit, die die Reise nicht zuließ. Ihre deutliche Sprache, völlig entschleunigt und überlegt, erinnert verblüffend an Ben-Chorins Art zu reden. Die beiden waren wohl sehr symbiotisch, waren ein »Wir«. »Mit dem Thema Juden und Christen haben wir uns ein Leben lang beschäftigt«, sagt Avital. Der jüdisch-christliche Dialog resultierte daraus – Schalom-Ben-Chorin-logisch, daraus dann – logisch – der deutsch-israelische Dialog. Zu ihrem Mann, wenn der mal wieder die Münchner Universität besucht habe, seien die deutschen Studenten in Massen geströmt, erzählt Avital, »weil es bei ihm ja nicht nur interessant war, sondern auch immer etwas zu lachen gab«.

Dann kamen Tovia Ben-Chorin und Ariela Kimchi Ben-Chorin auf die Bühne. Er, liberaler Rabbiner in der Jüdischen Gemeinde zu Berlin und Sohn Schalom Ben-Chorins, sie, seine Tochter, Tänzerin und extra angereist aus Israel. Sie habe ein Leben lang ein bisschen, aber wirklich nur ein bisschen, darunter gelitten, dass man ihren Vater ständig für ihren Großvater gehalten habe, erzählt sie. Der Sohn erinnert an den Vater mit dem ihm eigenen Witz und Schalk, »aber er wäre auch ein bisschen enttäuscht, dass es mit dem innerjüdischen Dialog nicht so richtig weitergeht«, sagt er trotzdem, und dass man heute auch dazu verpflichtet sei, mit den Muslimen ins Gespräch zu kommen. Der Tochter fällt ein, wie sie mit ihrem Vater Punkt elf Uhr auf dem Münchner Marienplatz gestanden ist, weil er ihr doch unbedingt das Glockenspiel dort zeigen wollte. Das Glockenspiel seiner Kindheit. Aber es drehte sich nichts dort oben am Rathaus. John F. Kennedy war ermordet worden und das Glockenspiel fiel aus.

Die Zeit verging und mit ihr legte Schalom Ben-Chorin auf das München seiner Kindheit Goldschicht auf Goldschicht, dass es nur so strahlte. Der Autorin dieses Artikels hat er bei einem Besuch in Jerusalem einmal erzählt, dass sich der Friedensengel, dort bei der Isar, der sich auf seiner Säule bis heute weit über die Stadt erhebt, dass der sich damals, wenn die Münchner Buben, von denen er ja auch einer war, und die Mädchen ins Bett mussten, zu einem Gute-Nacht-Lied gedreht habe. Die Autorin hat ihm das bis heute liebend gerne geglaubt.

Bei der »TRIBÜNE«, als man die Zeitschrift mit dem grünen Umschlag und den vielen glänzenden Seiten noch in die Hand nehmen konnte, war Schalom Ben-Chorin 1964 bis 1993 Mitglied der Redaktion gewesen. Ein Brückenbauer eben.